



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich Hebbels Tagebücher von 1842 bis 1863.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nissen schon lange nicht mehr entsprechen, von den Regierungen zeitgemäß erhöht worden wären, wenn man nicht damit den Kapitalwert der Apotheken, und zwar der größern am meisten, erhöhte, und das will man vermeiden. So ist denn das Konzessionsystem recht eigentlich im öffentlichen Interesse, indem es in guten Apotheken die billigsten Arzneipreise ermöglicht. Das heutige Konzessionsystem, wie es sich geschichtlich in Deutschland entwickelt hat, würde mustergiltig sein, wenn die Art der Erteilung neuer Konzessionen besser geregelt wäre, und wir haben keine Ursache, uns über die Ablösung der Apothekenwerte den Kopf zu zerbrechen.



Friedrich Hebbels Tagebücher von 1842 bis 1863.



in wahrhaftes, in seiner Weise unübertreffliches Neujahrsgeſchenk empfängt die deutſche Literatur, das heißt jener kleine Kreis, der ſich noch ernſthaft um dieſe Literatur bekümmert und an ihren geſchiednen wie an ihren lebenden Vertretern warmen Anteil nimmt, durch das Erſcheinen des zweiten Bandes der von Felix Bamberg herausgegebenen Tagebücher Friedrich Hebbels (Berlin, G. Grote, 1887). Als vor zwei Jahren der erſte Band derſelben veröffentlicht wurde ließ ſich die Beſorgnis nicht abweiſen, daß die Herausgabe dieſer „Tagebücher“ hundert alte Feindſchaften erwecken, die gehäßige Geringschätzung einer großen Natur, eines mächtigen Talents wieder aufreizen und alle die widrige Polemik, welche ſich bei Lebzeiten Hebbels an das Erſcheinen der meiſten ſeiner Dichtungen und nach ſeinem Tode an das Hervortreten der Biographie Emil Ruhs geknüpft hatte, neu beleben würde. Nichts von alledem iſt geſchehen. Das Erſcheinen des erſten Bandes iſt von einem kleinen Teile der deutſchen Preſſe mit dem Ernſt und dem Verſtändnis, welche die Sache verdienten, und von dem weit- aus größern mit jenem kalten Stillſchweigen begrüßt worden, welches eben dieſe Preſſe allen nicht „aktuellen“ Ereigniſſen und Erſcheinungen entgegenzuſetzen pflegt. Hätte es ſich um Sarah Bernhardt, um Moſer oder Schweighofer gehandelt, ſo wären die Zeitungſfeuilletons und die Sonntagsbeilagen wieder einmal zu eng geweſen. Aber um einen der Literaturgeſchichte bereits angehörigen, im Sinne dieſer „Aktualität“ durchaus veralteten Dichter haben ſich nach der Auffaſſung zahlreicher Vertreter der öffentlichen Meinung nur Schulmeiſter und Sekundaner zu bekümmern, und die Thatſache, daß noch immer Menſchen vorhanden ſind, welche vor einem großen, aber vom Maſſenerfolg nicht gekrönten

Streben Achtung, ja Bewunderung hegen, wird als entscheidender Beweis dafür betrachtet, daß noch Querköpfe und Widerbeller gegen das Reich der allgemeinen Vernunft existiren. Unter diesen Umständen darf es, wie gesagt, als ein glücklicher Umstand angesehen werden, daß sich einige gewichtige Stimmen laut und mit Nachdruck erhoben haben, den Wert von Hebbels „Tagebüchern“ zu bezeugen, eine gewisse Gattung moderner Menschen, für welche Hebbels Dichtungen stumm bleiben, beugt sich vor einem Ausspruche, wie demjenigen Wilhelm Scherers, daß Hebbels Tagebücher ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges seien.

Der Herausgeber, einer jener Freunde, welche lange Jahre den Lebensweg des Dichters mit treuem Anteil und tiefem Verständnis für sein poetisches Schaffen begleitet, ihm nach dem Tode ihre Verehrung ganz bewahrt haben, sagt mit gutem Recht am Schlusse des zweiten und letzten Bandes: „Das Überwuchern materieller Interessen macht den Bessern die Pflege geistiger Interessen zur Pflicht. Nichts wird die jetzige literarische Epoche Deutschlands mehr charakterisiren, als die besonders durch Sünden der Presse verursachte Teilnahmlosigkeit der Massen gegenüber einem Dichter wie Friedrich Hebbel.“ Er hat sich dabei wohl selbst gesagt, daß diese Teilnahmlosigkeit durch die Herausgabe der hochbedeutenden, hochinteressanten Blätter, in denen Hebbel geheimste Zwiesprache mit seinem Genius hielt und sich über Vermögen und Schranken seiner Natur strenge Rechenschaft gab, bei den Massen nicht aufgehoben werden wird. Was „Judith,“ „Maria Magdalena,“ die „Nibelungen,“ „Mutter und Kind“ und die schönsten und unvergänglichsten der lyrischen Gedichte Hebbels nicht bewirkt haben, können auch die „Tagebücher“ nicht bewirken. Wohl aber zeugen sie mit solcher Wucht für das Vorhandensein eines echten Dichter- und großen Künstlergeistes, belegen so entscheidend den reinen Willen und die unbeugsame Hingabe Hebbels an seine idealen Aufgaben, erschließen eine solche Fülle konzentrierter Weltbeobachtung, daß sie allerdings für jeden, der sie kennen lernt, ohne bis dahin den Dichter Hebbel zu kennen, Anlaß und Sporn werden müssen, dem Leben und Schaffen des vielbestrittenen Dramatikers näherzutreten. Die „Tagebücher“ mit ihrem innern Reichtum und den eigentümlichen Lichtern, welche sie auf eine Reihe von Vorgängen und Erscheinungen der vierziger und fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts werfen, enthalten auch eine Reihe Hebbelscher Briefe. Es scheint, daß der Dichter zwar nicht vollständige Abschriften seiner Briefe, aber doch eingehende Darlegungen und wichtige Aussprüche aus den eben geschriebnen Briefen in seine Tagebücher eintrug. Auch Briefe, an deren Wortlaut ihm lag, mag er durch das Tagebuch aufbewahrt haben, so finden sich gewisse Schreiben an Fürst Friedrich Schwarzenberg, an Ludwig Uhland, an W. Kaulbach, an den Großherzog von Weimar, an Barnhagen von Ense, an F. Gustav Kühne ausdrücklich zu diesem Zwecke in den Tagebüchern festgehalten; von andern an Emil Palleste, Friedrich von Uchtritz, Gutzkow, Wilhelm Gärtner, Siegmund Engländer, Adolf Stern, den Maler Gurllitt

sind nur Bruchstücke mitgeteilt, welche die oben erwähnte Gewohnheit bestätigen. Die betreffenden Briefstellen enthalten jederzeit eine tiefe Anschauung über künstlerische und allgemein menschliche Fragen und offenbaren das rastlose und unablässig in die Tiefe strebende Geistesleben Hebbels. Die Eigentümlichkeit Hebbels war es, daß er nur da, wo er seine Kräfte ganz ins Spiel zu setzen, die letzten Konsequenzen zu ziehen, auf den Grund der Dinge zu dringen vermochte, sich zur Thätigkeit angeregt fühlte, daß er den schweren, grübelnden Ernst seiner Natur mit in die freundschaftliche Korrespondenz und das Gespräch hinübernehmen mußte. „Sie denken vielleicht — schrieb er dem Verfasser dieser Zeilen einmal, als eine längere Pause in ihrem Briefwechsel eingetreten war — indem Sie dieses lesen, daß ich inzwischen große Heldenthaten vollbracht und zum allerwenigsten unsern Wiener Kahlenberg von der Stelle gewälzt habe. Kein Gedanke. Ich habe einmal wieder eine Zeit, wo ich nur studiren kann, was ich in meinen Jahren nicht mehr zu den Arbeiten rechnen darf, und wo ich es beklage, nicht auch in Staat oder Kirche, wie mancher andre, untergebracht zu sein. Denn Vorlesungen oder Predigten halten und Referate ausarbeiten oder Toten- und Taufregister führen könnte ich natürlich auch.“ Hebbel täuschte sich auch darüber nicht, daß diese besondere Artung seines Geistes, dies Bedürfnis, das „selbst die Blutflügelchen noch wieder zerlegte,“ der Wirkung seines außerordentlichen Talents Abbruch that. Am 23. Januar 1847 schrieb er in sein Tagebuch: „Heute habe ich mich den ganzen Tag in der angeregtesten Stimmung befunden und doch, wie so oft, nichts gethan, sondern mich ganz einfach des erhöhten Daseins erfreut! Sicher ist das naturgemäß, aber eben so sicher ist das auch ein Grund, weshalb ich so weit hinter vielen andern zurückbleibe, was die Wirkung auf die große Masse anlangt, denn diese will nicht Tiefe, sondern Breite, und wenn man zu lange mit seinen Gedanken spielt, streifen sie alle die bunten Hülsen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten, und werden zu ernst und streng.“

Aber gleichviel unter welchen schweren und strengen Bedingungen Hebbel im Besitze seiner schöpferischen Begabung war — er blieb sich dieses Besitzes bewußt und gewann aus ihm die starke und zähe Widerstandsfähigkeit gegen die Ungunst der Zeit und das häßliche Treiben der Eintagslente, welche (zum Teil mit vollkommener Überzeugung und aus der Wahrheit ihrer flachen und dürftigen Natur heraus) gegen jede Lebensäußerung und jede Wirkung seiner Kraft ankämpften. Der zweite (im Verhältnis zum ersten sehr starke) Band der „Tagebücher“ umfaßt die Reisejahre des Dichters in Frankreich und Italien (1843 bis 1845) und die Zeit seiner Niederlassung in Wien, vom Jahre 1846 bis zu seinem im Dezember 1863 erfolgten Tode. Es ist die Zeit, in welcher Hebbel sich mit einem verzweifelten Entschlusse von Elisa Benzing, seiner Jugendfreundin, Lozriß, einem Entschlusse, welcher bereits in den Tagen seines Aufenthaltes in Rom seine Schatten vorauswirft. Wenn es heißt: „Schüttle alles

ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen andern fördern," so können wir uns eines leisen Fröstelns nicht erwehren, einen fühlenden, tiefsten Menschen durch eigne und fremde Schuld in eine Lage verstrickt zu sehen, bei der nur dieses äußerste übrig bleibt. Die Wiener Jahre brachten Hebbel ein menschlich häusliches Glück seltenster Art; das große Talent seiner Frau (Christine Enghaus), welche ein festes Engagement am kaiserlichen Burgtheater hatte, gab ihm einen sichern Boden der Existenz, den er mit all seiner gewaltigen Begabung nicht hatte erringen können. Die Periode zwischen 1846 und 1863 wurde diejenige, in welcher er mit der vollen Zuversicht schuf, für den Rest seines Lebens, von gemeiner Sorge unberührt, seiner Kunst sich hingeben zu können. Immerhin brachte er aus den Jahren des heftigsten Kampfes nicht nur Narben, sondern tief in sein Wesen und seine geistige Entwicklung eingreifende Nachwirkungen mit. Die erste war die hohe Reizbarkeit seines Wesens, welche alle Liebe der Seinen, der Freunde und selbst der große Allesversöhner, der Erfolg, nicht zu beseitigen vermochte. Unterm 23. Dezember 1843 schreibt er selbst hierüber: „Oft entsetze ich mich über mich selbst, wenn ich erkenne, daß in mir die Reizbarkeit, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt, daß jede Welle des Gefühls, und wenn sie von einem Sandkorn herrührt, das der Zufall in mein Gemüt hineinwarf, mir über den Kopf zusammenschlägt. Da sitze ich eben im besten Behagen an meinem Tisch und schreibe ein Gedicht ins Reine, zu dem ich gestern Abend, im Palais royal spazieren gehend, die letzten Verse machte. Die Portiere tritt herein und will die Tasse, worin sie mir des Morgens die Milch zu meinem Frühstück bringt. Nun ist das allerdings eine französische Unverschämtheit, denn sie weiß recht gut, daß ich die Tasse, da ich mir immer einen Teil der Milch bis zum Abend aufhebe, den ganzen Tag brauche. Aber statt ihr dies auf gebührende Weise zu erklären und zu diesem Zwecke all mein Bischen Französisch zusammenzuraffen, dann aber über die Sache, wie sie es verdient, zu lachen und in meiner Arbeit fortzufahren, lasse ich sie freilich ohne die Tasse wieder hinausgehen und ärgere mich, daß mir das Blut in den Kopf steigt. Woher diese schreckliche Abhängigkeit von äußern Eindrücken, deren Wichtigkeit ich ja ebenso gut erkenne wie ein anderer? Und doch wüßte ich mich ihr auf keine Weise zu entziehen, im Gegenteil, sie kriegt mich immer mehr unter die Füße, ein Lächeln auf dem Gesichte eines Menschen, der mich ansieht, ein Blick auf meine Stiefel, selbst wenn ich die zierlichsten trage, wie ich jetzt thue, alles bringt mich aus dem Gleichgewicht, und der Verstand, an dem es mir wahrhaftig nicht fehlt, kann nichts dazu thun, als daß er mich, wie es wohl dem Betrunknen begegnen mag, ausspottet und mich so die doppelte Qual, den Zustand zu durchschauen, geistig über ihm zu stehen und ihn dennoch nicht überwinden zu können, empfinden läßt. Es ist ein großes Unglück sowohl für mich selbst als für die wenigen, die sich mir an-

schließen, und es entspringt nur zum Teil aus meiner dichterischen Natur, die allerdings an sich, da sie vermöge der bloßen Vorstellung das Geheimste menschlicher Situationen und Charaktere in sich hervorrufen soll, eine größere Rezeptivität als die gewöhnliche voraussetzt; zum größern ist es die Folge meiner trüben Kindheit und meiner gedrückten Jünglingsjahre, es geht mir wie einem, der ein Dezennium zwischen Fußangeln und Selbststößen umhergeirrt ist und nur die wenigsten davon vermieden hat, er wird selbst auf Pflastersteinen anders auftreten wie andre. Was hilft es mir, daß ich dagegen angehe! Das kann die Menschen, mit denen ich zu thun habe, freilich gegen mich, gegen mein Aufahren schützen, aber in mir bleibt's das nämliche!" Die Zeit und die glücklicheren Verhältnisse der zweiten Lebenshälfte milderten hieran wohl etwas, aber am 31. Dezember 1858 verzeichnet der Dichter, eine Krankheitsperiode zusammenfassend: „Der Gemütszustand war sehr finster, die Arbeitsunfähigkeit groß, und mit tiefster Reue gedenke ich so mancher heftigen Aufwallung gegen die Meinigen, die selbst durch Krankheit nicht zu entschuldigen ist und die meine teure Frau mit Engelsgeduld ertrug. Freilich war ich fest überzeugt, daß ich nie wieder gesund werden würde, und wer mir die Beine nimmt, der nimmt mir auch den Kopf.“ Und in einem (den Tagebüchern nicht entnommenen, seither ungedruckten) Briefe vom 15. Oktober 1862 heißt es: „Ich erinnere mich der diesmal wieder mit Ihnen zugebrachten Tage mit Freuden. Sie haben weniger Ursache dazu, denn ich war der finstre Saul und Sie neben mir der milde David. Aber ich stehe nun einmal unter einem so bösen Sterne, daß ich mitunter auffahre, wo ich bloß lachen sollte, und auch Sie haben sich zu meinem Bedauern davon persönlich überzeugen müssen. Nicht, als ob ich mir in der Sache Unrecht gäbe; das wird mir selten begegnen, denn ich bin eine Aristidesnatur und kreuzige mein Fleisch oft über die Gebühr. Aber in der Form; wenn sich ein Architekt mit mir zu Tische setzt und als Maurergeselle wieder aufsteht, so ist das ein Spaß und weiter nichts.“

Eine nicht minder hinderliche, ja verhängnisvolle Mitgabe als die unzählbare, leidenschaftliche Heftigkeit in gewissen Augenblicken, war die Unmöglichkeit, von seinem Wege abliegende Leistungen zu würdigen und an sie die Maßstäbe anzulegen, welche sich aus ihrer Natur und Art ergeben. Es trieb Hebbel in solchen Fällen förmlich dämonisch, den härtesten Ausdruck für seine Überzeugungen zu brauchen. Wer ohne Berücksichtigung der ganzen Anlage und der durchaus subjektiven, von seinem innersten Künstlerbedürfnis bestimmten (an lichtvollen Offenbarungen, wie an feinsten Beobachtungen überreichen) Ästhetik des Dichters sich nur an den Widerspruch vieler seiner Urteile mit dem allgemein giltigen halten will, der findet auch in dem zweiten Bande der „Tagebücher“ eine Auslese solcher kritischen Aufwallungen. Wenn Hebbel beim Vergleich Uhlands mit Rückert gelegentlich von Rückerts Sämmerlichkeit spricht, oder Wielands Oberon „eine wie aus der Luft gegriffene Märchenanedote, die so wenig in die Mysterien

der Natur als des Menschenherzens hineinführt," ein Werk „ohne allen Wert“ nennt, wenn er noch in den letzten Jahren seine Übereinstimmung mit Carlyle betont, der sich bekanntlich in einer weitgehenden Geringschätzung Walter Scotts gefiel, so waren dies eben Ausflüsse der besondern Natur Hebbels. Wie zahlreiche Menschen alles fürchten, was eine Tiefe hat, fürchtete er alles, was eine Breite hat.

Am augenscheinlichsten ist die Wirkung des Sonnenscheins in Hebbels Wiener Jahren dadurch, daß die grübelnde Versenkung in gewisse äußerste Fälle, die ihm als Konsequenz der Dinge erschienen, nach und nach beinahe völlig aufhört. Wir finden in den „Tagebüchern“ der vierziger Jahre noch genug Aufzeichnungen dieser Art, während sie später immer mehr zurücktreten. Nur ein paar Proben mögen das Wesen dieser Reflexion näher erläutern. Hebbel zeichnet auf: „Ein Maler, der für sein höchstes Kunstwerk ein schönes Mädchen als Modell gebraucht und sie dann tötet, damit kein zweiter sie gebrauchen und niemand sagen könne, es sei Porträt,“ oder: „Ob jemand wohl so durstig werden kann, daß er ein Glas Wasser trinkt, welches vergiftet ist,“ oder: „Eine Bartholomäusnacht, aber in anderm Sinne als die erste, um die Bevölkerung der Erde auf das ihrer Produktionskraft entsprechende Maß zu reduzieren, infolge allgemeinen Volksbeschlusses.“ Das Spielen mit solchen und ähnlichen Problemen hört in der Periode, in welcher „Agnes Bernauer,“ „Michel Angelo,“ „Oyges und sein Ring,“ die „Nibelungen“ entstanden, beinahe ganz auf. Der Dichter hatte nur noch einzelne Anwendungen, gegenüber gewissen Problemen zu vergessen, daß das Maß der menschlichen Dinge sich mit innerer Notwendigkeit, allen Abstraktionen zum Trotz, herstellt. Wenn er die Frage aufwarf, ob nicht ein Rothschild die Ernte ganzer Länder aufkaufen und zu seinem Privatvergnügen auf dem Halme verfaulen lassen könne, wobei ihn „der Staat“ als Hüter des Eigentumes schützen müsse, so stellte sich der Staat dem sonst so Scharfsichtigen als ein in alle Ewigkeit unwandelbares Abstraktum dar; er vergaß, daß er eine Gemeinsamkeit von Menschen ist, die unfehlbar vom Recht des Krieges gegen den Einzelnen Gebrauch machen würde, der ihr in der angedeuteten Weise den Krieg erklärt hätte. Aber, wie gesagt, in eben dem Maße, als Hebbel die Segnungen eines lichtern Daseins, eines frohen Gedeihens empfand und dankbar würdigte, trat die Neigung zu diesem finstern Gedankenspiel zurück. Die spätern „Tagebücher“ bezeugen eine unverkennbare Neigung, sich auch den anmutigern und erquicklichern Eindrücken des Lebens zu überlassen, der Reiz und eigentümliche Duft, welcher die lyrischen Spätlinge Hebbels auszeichnet, erfüllt auch zahlreiche kleine Bilder, die uns aus den letzten Blättern der „Tagebücher“ entgegentreten.

Überhaupt aber — und das ist wohl die Hauptsache — welche offene, männlich tapfere, pflichtstrenge, im besten Sinne ritterliche, welche große, in allen Hauptsachen edle, in schwerer Selbstzucht geläuterte Natur, welch ein

Reichtum innern Lebens, welche eine todberachtende Entschlossenheit, das einmal erkannte Ideal nicht nur zur Richtschnur des eignen Willens zu nehmen, sondern auch gegen jede gemeine Aufsechtung zu verteidigen, lebt in diesem Buche! Welche eine Vornehmheit der Gesinnung selbst in äußersten Notlagen, welche eine rührende Dankbarkeit gegen die späten und im Sinne der heutigen genußgierigen Welt immer noch spärlichen Gaben des Geschickes! „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten — schreibt Hebbel am 14. August 1855 —, und mir nie eingeblüht, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in frühern Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen wie er oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er, ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute Mittag zehn Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin.“ Doch das alles sind Momente, welche auch der gleichgiltig blätternde leicht entdecken kann; versteckter liegt, daß dieser rauhe, spröde, gewaltsame Ditmarsche ein Herz voll reichster Teilnahme an fremdem Leid und jenen Sinn in sich trug, welcher mit der höchsten Feinheit und Zartheit, gleichsam schüchtern, andern das Leben zu schmücken strebt. Wer Feinheit des Gefühls und Aufmerksamkeit genug besitzt, die kleinen Beweise von Anmut des Herzens durch das Buch hindurch zu verfolgen, wird immer mehr inne werden, daß in Hebbel die Siegfriednatur neben der Hagenatur wohnte und sich in hundert, immer wieder schämig versteckten Zügen entfaltete.

Von höchster Bedeutung und beim bloßen flüchtigen Durchblättern garnicht zu schätzendem Werte sind die „Tagebücher“ Hebbels in Bezug auf die Betrachtungen und Erkenntnisse des Dichters über die Kunst. Sie ist ihm ein unablässiger Gegenstand des Nachdenkens und eine unerschöpfliche Quelle fruchtbarer Einsichten. Der Gedankenreichtum Hebbels wird selbst den bloßen Sentenzen- und Aphorismenjäger befriedigen, wieviel mehr diejenigen, welche die rastlose geistige Arbeit erkennen, die sich in den kurzen, gewichtigen Sätzen birgt, mit denen Hebbel in allen Jahrgängen der „Tagebücher“ seine Resultate festhält. Derselbe Dichter, welcher mit nachtwandlerischer Sicherheit seinen Pfad verfolgte, wenn er die „wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht“ (letzte Tagebuchaufzeichnung Hebbels vom 25. Oktober 1863) in sich erwachen fühlte, konnte sich anderseits nicht genug thun, diese Kraft zu ergründen und das Gesetz in ihren Lebensäußerungen zu erkennen. Seinen Standpunkt charakterisirte er selbst in einem (ungedruckten) Briefe vom 6. August 1860, worin er einem jungen Dichter, der sich auch als Kritiker versuchte, ermutigend schrieb: „Ich bin zwar mit Ihrem Grundgedanken nicht ganz einverstanden, aber umsomehr mit vielen Detailbemerkungen, die von seltener Einsicht in die Natur der Kunst zeugen und mir auch dann noch Freude gemacht haben würden, wenn sie nicht, was doch

immer ein wenig besticht, bei Gelegenheit meiner ausgesprochen worden wären. Fahren Sie fort, sich in dies Mysterium, in dem alle andern, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, zu vertiefen, und besorgen Sie nicht, von der Afterkritik des Tages erschreckt, ihre Naivität dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traum.“ Dieser Überzeugung entspricht auch die mächtige und bündige Auseinandersetzung, welche (an Siegmund Engländer gerichtet) Hebbel am 1. Mai 1863 im „Tagebuch“ einzeichnet und welche noch einmal sein ganzes Glaubensbekenntnis über die Poesie zusammenfaßt: „Sie werden überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den Logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgendeiner seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenumwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre, das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Salm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er das naive Kind spielen und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitations-system inspirirt, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektiren über den Gegenstand gegeben haben kann, während Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunkeln Waldes in kolossalen Umriffen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt.“

Wir können hier abbrechen, denn die Fülle der Anschauungen und zugleich die Tiefe, welche Friedrich Hebbel eigen waren, spiegeln sich wundersam in diesen wenigen Sätzen. Die deutsche Literatur war von jeher diejenige der großen Individualitäten, in denen sich die ursprüngliche Macht des Talents und der unablässige Drang der Vervollkommnung begegnen. Friedrich Hebbels „Tagebücher“ sind samt seinen poetischen Werken ein Zeugnis dafür, daß diese großen Individualitäten auch in der jüngsten Vergangenheit noch gedeihen. Was die verzerrte und bis zur Abgeschmacktheit „aktuell“ gewordene Literatur

der unmittelbaren Gegenwart damit anfangen kann und wie weit sie das Zeugnis beachten wird, können wir ruhig dahingestellt sein lassen. Nichts ist gewisser, als daß Hebbels Name eine Zukunft haben und genannt werden wird, wenn die Mehrzahl seiner Gegner, die ihr Unvermögen mit dem Schilde der Gesundheit und der Volkstümlichkeit deckten, längst vergessen sein wird.



Moderne Denkmäler.

Von Adolf Rosenberg.



Das Ergebnis der Wettbewerbung um ein Lessing-Denkmal in Berlin rückt wieder einmal die Denkmälerfrage in den Vordergrund nicht bloß künstlerischer, sondern allgemein geistiger Interessen. Es handelt sich nicht um einen Fürsten oder um einen General, sondern um einen Dichter und Kritiker, und deshalb bietet sich der Erörterung ein freieres Feld. Bei einem Manne, zu dessen Charakteristik eine militärische Uniform nötig ist, hat der Künstler weit geringere Schwierigkeiten zu überwinden; die Kostümfrage ist von vornherein erledigt, die äußern Umrisse sind gegeben, und der Künstler hat, nachdem er sich über die militärische Etikette genügend unterrichtet hat, nur noch die Pflicht, sich mit dem geistigen Teil seiner Aufgabe abzufinden. Dieser ist natürlich die Hauptsache; aber der Genius, die schöpferische Kraft des Künstlers ist viel freier und ungehemmter, wenn sie sich nicht an Vorfragen abzunutzen und aufzureiben braucht, welche mit dem Hauptprozeß des künstlerischen Schaffens nichts zu thun haben.

Man wird dagegen einwenden, daß auch die militärische Uniform den Wandlungen der Mode oder des Reglements unterworfen ist, was besonders zur Geltung kommt, wenn der Mann, dem ein Denkmal gesetzt werden soll, eine lange Lebenszeit durchmessen hat. Gewiß! Als der siebenzehnjährige Prinz Wilhelm in der Schlacht bei Bar-sur-Aube den Hügel von Malepin hinaufstürmte, trug er eine ganz anders beschaffene Uniform als der dreiundsiebzigjährige König Wilhelm, während er von der Höhe bei Frénois die Schlacht von Sedan leitete. Gleichwohl wird der Künstler, welcher die geschichtliche Persönlichkeit des ersten deutschen Kaisers zur Darstellung bringen will, keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, mit welcher Uniform er seinen Helden zu bekleiden hat. Nicht bloß für gewisse Momente, sondern auch für ganze Perioden hat die Uniform etwas charakteristisches und stabiles, was man von der Hof-